

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 3 (1910)
Heft: 12

Artikel: Religion, eine schlechte Medizin
Autor: F.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gegenstände in einen hübschen Reisefoffer von gelbem Rinds-^{haut}. Ich bin ein Dieb. Ich habe mir diese Lebensstellung gewählt, lebte stolperte. Der Koffer war nicht mein Eigentum, aber die wertvollen Gegenstände waren es wohl, und das alles erschien mir aus diesem Grunde als widersprüchsvoller und ungewöhnlicher Vorgang, gegen den ich mich zu verbahren beabsichtigte. Obzwar ich diesen Herrn gewiß nicht kannte, hatte er eines jener Gesichter, die einem bekannt vorkommen, denen man auf dem Korse, im Theater, in den Nachtaffässen begegnet, eines jener tadellosen, wohlgepflegten Gesichter, bei deren Anblitzen man sich sagen muß: „Den muß ich von einem Klub her kennen.“

Wenn ich behaupten wollte, ich sei durchaus nicht erstaunt gewesen, um vier Uhr morgens einem Herrn im Frad bei mir zu begegnen, den ich gewiß nicht eingeladen hatte, so wäre das übertrieben. Aber mein Erstaunen wurde durch kein anderes Gefühl des Schreckens oder Horrers getrübt, wie es bei solchen nächtlichen Besuchern manchmal vorkommen pflegt. Das seine Aussichten und die ungetrübte Laune dieses Klubmannes hatte mich auf das angenehmste überrascht, denn ich muß gestehen, daß ich das nicht erwartet hatte, daß ich vielmehr befürchtete, mich einem gemeinen Einbrecher gegenüber zu finden und daß es zu meiner Verteidigung not tun werde, mich ihm gegenüber roher Gewalt zu bedienen, wozu ich nicht die mindeste Neigung habe und wobei der Ausgang immerhin ungewiß ist.

Bei meinem Erscheinen unterbrach der elegante Unbekannt seine Arbeit und sprach mich mit einem wohlwollenden spöttischen Lächeln an.

„Entschuldigen Sie, verehrter Herr, daß ich Sie so unhöflich geweckt habe... Über es ist gewiß nicht ganz meine Schuld... Ihre Möbel sind sehr empfindlich, beim Ankommen mit dem zartesten Brechselfen fallen sie geräuschvoll auseinander...“

Ich bemerkte nun, daß das Zimmer ganz umgestürzt war. Die Laden der Schränke waren geöffnet und geleert, die Glasscheiben zerschnitten, ein kleines Empireschreibtischchen, in dem ich meine Werte und meinen Familienstammbaum aufbewahre, lag jämmerlich dahingestreckt auf dem Teppich... Mit einem Worte, eine wahre Blünderung! Und während ich das alles bemerkte, sagte mein etwas zu früh aufgestandener Gaß mit seiner wohlklgenden Stimme:

„Ah, diese modernen Möbel! Was sind das doch für gebrechliche Seelen, meinen Sie nicht auch? Mir scheint, daß auch die von der Krantheit des Jahrhunderts erfaht und neurotisch sind, wie alle Welt...“

Er brach in ein stilles beobachtendes und lebenswürdiges Lachen aus, das für mich nichts Verlegendes hatte und mir bewies, daß ich es mit einem Manne von hervorragender Erziehung zu tun hatte. Ich beschloß daher, ihm zuvorzutreten.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ sagte ich, und meine Blicke folgten viel beruhigter dem Tun meines nächtlichen Besuchers, während der durch die offenen Türen eutstandene Aufzug mein Hemd hin und herflattern machte.

„Mein Gott!“ erwiderte der vollkommenen Gentleman mit freundlicher Belebung, „mein Name würde Sie augenblicklich vielleicht etwas abzuseh überraschen... Und meinen Sie nicht auch, daß es besser wäre, mich Ihnen bei einer weniger seltsamen Gelegenheit vorzuführen, was hoffentlich demnächst der Fall sein wird? Auch muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich heute durchaus nicht beabsichtigte, Ihnen meine Aufwartung zu machen... Ich würde, wenn Sie einverstanden sind, vorziehen, das strengste *Intognito* zu bewahren.“

„Wie Sie wünschen, mein Herr... wie aber soll ich mir erklären...“

„Dah ich zu so außergewöhnlicher Stunde und in dieser Unordnung hier anwesend bin?“

„Ja, das ist es... Sie würden mich zu Dank verpflichtet...“

„O bitte“, unterbrach mich der elegante Unbekannte.

„Ihre Neugierde ist ganz berechtigt, und ich denke nicht daran, mich ihr zu entziehen... Aber Sie entschuldigen schon!... Wenn Sie darauf Wert legen, mit mir ein wenig zu plaudern, dann wäre es vielleicht vorstüfiger von Ihnen, in einen Schlaftrost zu schlüpfen... Ihre mangelhafte Bekleidung macht mich untröstlich... Es ist kalt hier, und man kann sich in dieser lauenhaften Jahreszeit nur zu leicht eine Erkältung zuziehen...“

„Sie haben recht... Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen...“

„Bitte sehr, mein Herr, lassen Sie sich nicht stören...“

Ich trat in mein Schlafzimmer, wo ich mich rasch in meinen Schlafrock hülste, und kehrte wieder zu dem Unbekannten zurück, der während meiner kurzen Abwesenheit ver sucht hatte, das von seinem Einbruch durcheinander geworfenen Gemach wieder ein wenig in Ordnung zu bringen.

„O bitte, mein Herr, bemühen Sie sich nicht, bitte sehr... Mein Kammertreiber wird das alles morgen ordnen.“

Ich bot ihm einen Stuhl an, nahm selbst Platz und nachdem wir uns die Zigarren angeraucht hatten, sagte ich mit ermunternder Betonung:

„Mein Herr, ich bin bereit zu hören...“

Der Klubmann hätte nun eine Künste paus machen können, um sich zu sammeln, wie es an seiner Stelle alle Romanhelden zu machen pflegen, bevor sie ihre Lebensgeschichte erzählen. Er vermittelte jedoch diese Vanalität und begann sofort:

„Mein Herr, ich bin ein Dieb... ein gewohnheitsmäßiger Dieb... oder nennen wir es, wenn Sie wollen, bei dem richtigen Namen, ein Einbrecher... Das haben Sie zweifellos bereits erraten?“

„Allerdings!“

„Das macht Ihrer Schärfsichtigkeit alle Ehre... Also, und

ich nun auch nachdenken drüber, wie ichs abschönen müsse, damit es Junge, Magen und Gehirn wohlte. Was dieses Abschönen mit dem Freudentum zu tun habe?

Mein lieber Leser, werde nicht gar böß, aber ich habe manchmal sonderbare Ansichten. Ich hatte die Religion für eine falsche Medizin, die die Menschen zu sich nehmen, wenn ihr Gehirn an Verstopfung oder Durchfall leidet. Und Religionswissenschaft ist für mich die Wissenschaft von den falschen Medizinen, die verschiedene Doktoren gegen die Verdauungsstörungen des Gehirns anwandten. Es ist die Religion ein Gifft gegen diese Verdauungsstörungen, wie das Quicksilber gegen die Syphilis. Ich glaube gern, daß es Alerge gibt, die gern ehrlich und gläubig diese Religionsmedizin dem schwachen Menschenhirn einschütten. Aber es gibt auch unehrliche Pfuscher, religiöß Alerge, die selber nicht an ihre Seelenmedizin glauben. Sogar Gutmischer, die auf Wunsch von Staat und Bevölkerung die Religionsmedizin verkaufen, um ihre Patienten bläßgrün zu machen. Mit ihnen wollen wir nicht streiten. Geistige Waffen kann man nur gegen ehrliche Feinde verwenden. Daz das menschliche Gehirn an Verdauungsstörungen leide, ist allgemein und sicher. Daz die Religion erfunden wurde, als Heilmittel gegen diese Störungen ist ebenso sicher. Daz dies Mittel heute altmodisch ist, kann ich nicht mehr ernstlich begehrwilen. Es ist mir längst zur Wahrheit geworden. Aber die Krankheit kann ich nicht leugnen und so bin ich verpflichtet zu suchen, wo das Heilmittel ist, das die Krankheit „Neigung zur Religiosität“ heilt.

Diese Worte, die meiner übrigens gerechtfertigten Einbildung auf meine physiologischen und soziologischen Kenntnisse sehr schmeichelten, veranlaßten mich, ein überlegenes und entschiedenes „Ganz richtig!“ einzuworfen. Also ermutigt, setzte der elegante Einbrecher in freundlicher und aneinandergerichteten Schlußfolgerungen zu unterflügen:

„Ich will Ihnen nur erzählen, was mich betrifft. Ich werde mich übrigens ganz kurz fassen. Ich habe mich zuerst auf den Handel verlegt. Über die schwierigen Geschäfte, die ich notleidenden machen mußte, die unlauteren Sküsse, die gemeinen Gaukereien, die falschen Gewichte stießen die unbedeutete Zartheit meiner ehrlichen Natur zurück, die das Gepräge offener Herzlichkeit und strenger Gewissenhaftigkeit trägt. Ich verließ den Handel und wendete mich der Finanz zu. Die Finanz stellte mich an. Mein Gott, ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen, Geschäfte zu führen, die gar nicht existierten, falsche Papiere, falsches Geld zu emittieren, falsche Bergwerke, Landungen, Kohlengruben zu finanzieren! Unaufgeregts darauf hinarbeiteten, das Geld der anderen in meine Taschen fließen zu machen, mich durch den langsam forschreitenden Ruin meiner Clienten mit Hilfe der glänzenden Prospette und der Geselligkeit gewissen geistreichen Kombinationen zu bereichern, schien mir ein unerlaubtes Vorgehen, dem sich mein gewissenhafter und jeder Lüge abholster Geist heftig widerstieß. Ich dachte dann an den Journalismus. Ein Monat genügte mir jedoch, mich zu überzeugen, daß der Journalismus denjenigen, der sich nicht peinlicher und rücksichtsloser Erfpressionsfähig zeigt, nicht zu ernähren vermag... Ich verachtete mich in der Politik...“

Hier vermochte ich nicht, ein helles Lachen zurückzuhalten, das sich zu verlängern drohte.

„Sehr richtig!“ bestätigte der einnehmende Gentleman. „Mehr können wir darüber nicht gut sagen. Kurz, ich erschöpfe alle Berufe, die das öffentliche und private Leben einem jungen, regfamen, intelligenten und feinfühlenden Manne, wie ich es bin, bieten kann. Ich sah deutlich, daß der Diebstahl — unter welchem Namen immer er sich auch verbirgt, der einzige Zweck und das alleinige Ziel aller Bemühungen ist, aber verstellt, maskiert und aus diesem Grunde viel gefährlicher! Ich zog nun daraus die Schlußfolgerung: Da der Mensch nun einmal dem unvermeidlichen Naturgesetz des Diebstahls nicht zu entkommen vermag, ist es wohl das Ehrenhafteste, ihn einfach und simpel zu begehen, ihn aber nicht mit gefälscht hochtrabenden Ausflüchten, deren trügerischer Glanz, deren lärmende Titel, deren beschönigender Schmuck niemand mehr zu täuschen vermag, des natürlichen Wunsches zu entledigen, sich die Güter anderer anzueignen.“

Ich stahl also alle Tage; des Nachts drang ich in reiche Häuser ein; ich behob in voraus ein, für allemal bei den Klassen der anderen, was ich zur Befriedigung meiner Bedürfnisse, zur Ausgestaltung meines äußeren Menschen nötig erachtete. Das kostet mich einige Stunden jede Nacht zwischen einer Partie im Club und einem Ballgespräch. Mit Ausnahme dieser kurzen Zeit lebe ich wie alle Welt... Ich gehöre einigen Klubs an; ich habe ausgezeichnete gesellschaftliche Verbindungen. Ich wurde erst kürzlich vom Minister durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet. Und wenn mir ein guter Fang gelingt, bin ich der großmütigste Mensch auf Erden. Denn ich tue nur aufrichtig, was alle anderen Leute auf qualvollem Umweg und auf viel schamlosere Weise tun... Mein Gewissen ist rein und wirft mir nichts vor, denn von allen Leuten, die ich kenne, bin ich der einzige, der den Mut hat, sein Tun mit seinen Absichten zu vereinen, und der geradewegs dem Wege folgt, den ihm die Natur gewiesen hat.“

Die Lichter erblachten, der Tag lugte durch die Spalten der Gardinen. Ich bot dem eleganten Unbekannten an, mein Frühstück mit ihm zu teilen, aber er lehnte das mit dem Bemerkern ab, daß er im Frad sei und mir durch eine derartige Interessenheit nicht zu missfallen wünsche.

Religion, eine schlechte Medizin.

Was man dem Magen für Nahrung geben müsse, damit es ihm gut gehe, wissen die Menschen zumeist. Was für Nahrung das Gehirn nötig habe, darüber denkt man wenig nach.

Sozialdemokratie und Gewerkschaft haben die Aufgabe, jedem Menschen für einen guten Futterplatz zu sorgen. Das ist ihre wichtigste Mission. Aber damit sind nicht alle Fragen, und Rottürke des Menschen gelöst. Hab' ich Futter, so muß wir sind schwach, jeder einzelne ist schwach. Aber nicht Gott,

fördern die Seele des Volkes, der lebendigen, revolutionären Gesamtheit, ihr Groß, Hab und ihre Liebe, sie sind unser Gott. Oder aber die Schatten auf derer, die gleich uns gekämpft, sie rufen wir, in ihren Werken suchend, als Beder unserer Kraft. Unsere Stütze ist das Volk der Unterboten und das Volk, der endlose Zug derer, die einer dem andern die Fackel der Kultur weiter reichte im Lauf der Menschheitsgeschichte. Der Gedanke an sie verleiht uns die Kraft, die der Gläubigen in den Büchern der Priester zu finden hofft.

Der Kampf um die große, volle menschliche Freiheit, die das erste Bedürfnis des Menschenmenschen ist, das ist die Kampfsart, die die Religion aus der Welt schafft. Deshalb muß auch jeder ernste Freibenter Sozialist sein und mit uns jede ökonomische und staatliche Einschränkung der Menschen beseitigen.

F. B.

Ausland.

Bibelgesellschaft und Kannibalen. (F. B.) Aus London wird in alle Welt gepreist, daß die Britische und ausländische Bibelgesellschaft Bibeln an 40,000 Kannibalen oder Menschenfresser an der Südküste von Neu-Guinea versendet hat, die jetzt also die „heilige Schrift“ in ihrer eigenen Sprache lesen können. Was mögen die lieben Heiden mit dem Johannes-Evangelium anfangen, über dessen dunklen Sinn sich die Gelehrten die Köpfe zerbrechen? Schmunzeln werden sie sicher wenn sie Joh. 6, 53 lesen: „Der mein Fleisch ist und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben.“

Die Geschichte beweist, daß gewisse Völker Menschenfresser wurden sobald Säugelalter und Vogelarten im Lande ausstarben; ebenso, daß die Menschenfresser auf den Südseeländern von selbst aufhörten, als jenseitige Missionäre daselbst die Schweinezucht einführten. In diesem Punkte waren jene Jesuiten gescheiter als die ganze Bibelgesellschaft.

Erfolge des Religionsunterrichts.

Welchen Wert hat die Religion? Diese Frage stellte, wie die „Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht“ mitteilen, der Stadtvater Emilein, der an der Mannheimer Volkschule Religionsunterricht ertheilt, seinen Schüler und Schülerinnen am Tage vor der Schulentlassung. Es sollte ein Versuch gemacht werden, festzustellen, was die Kinder nach achtjährigem Religionsunterricht mit ins Leben hinausnehmen. Das Resultat das ein sowohl in religiöser, wie in sozialer und psychologischer Hinsicht reines Material ergab, war recht interessant. So begannen von 104 Kindern 66 ihren Aussatz: „Religion hat überhaupt keinen Wert. Hier vor allem zeigte sich die Art der Gestaltungnahme zur Religion, denn 58 fügten als Begründung hinzu: „denn für unser Geschäft können wie sie ja nicht gebrauchen“. 25 sehen in der Religion einen gewissen idealen Wert, der jedoch durch vielerlei Einschränkungen stark verklungen ist, die man nur gebrauchen kann, „wenn man alt ist“, „wenn es einem schlecht geht“, „wenn man in der Fremde ist“ usw. 13 im ganzen fassen die Religion auf als etwas, „was man wissen muß, weil es Gottes Wort ist“, oder weil man „ohne sie nicht in den Himmel kommt“, 11 Arbeiten ziehen den Schluss, daß die Religion „dummes Zeug ist und den Leuten etwas verspricht, damit sie nicht an ihre Not denken; aber es wird doch nicht erfüllt“. Von 49 Mädchen schreiben nur 2: „Die Religion hat keinen Wert“, alle anderen erkennen einen solchen an, können jedoch zunächst nicht angeben, worin er besteht: Die Religion hat eben einen großen Wert: „Wenn man in Not ist“, „wenn man krank ist“. Etwa 20 meinen: „Es gehört sich so.“

Sozialist und Pfarrer.

Unsere Lefer, die im Besitze der Nummern des „Volksrecht“ sind, in der die Abhöldpredigt Pfarrer Pfüglers abgedruckt ist, werden gut tun, sich dieses Kulturdokument unserer Zeit aufzuhbewahren. Sollten dann derselbst unsere Enkel unter den vergilbten Papieren des Großvaters stöbern, so werden sie einen Fund machen, der sie ebenso eigenartig und widerfinstig anmuten wird, wie uns etwa die Lektüre eines Grobndenvertrages aus der alten Zeit der gnädigen Herren und Oberen.

Pfarrer Pfüller hat den Pfarrerberuf, wie er glaubt, freiwillig und in jugendlicher Begeisterung gewählt. Wir nehmen ohne weiteres an, daß er der felsenfesten Überzeugung sei, daß es sich tatsächlich so verhalte. Er erzählt in seiner Predigt, daß es sein höchstes Junglingsideal war, den Pfarrerberuf zu ergreifen und er betrat die theologische Laufbahn mit großer Begeisterung. Wir können uns die Situation nicht nur gut ausmalen, wir können sie sogar in jeder Regelung mitfühlen. Ein temperamentvoller Jungling mit einer guten Erziehung, keine Notwendigkeit, schon in frühestem Jugend der schweren Arbeit ums liebe Brot nachzugeben, anderseits auch kein junger Lebemann und schmarotischer Bourgeoisohn, — eine solche jugendliche Persönlichkeit hat das natürlichste Gefühl des Menschen, die Nächstenliebe, und das natürliche Bedürfnis des Menschen, die soziale Betätigung, in viel größerem Umfange als sonstige junge Leute, die der Pessimismus des Lebens schon früh erfaßt. Pfüller scheint in seiner Berufswahl frei wählen gekommen zu haben und er hat den Pfarrerberuf ergreifen und wortum? — Dieser Beruf erfüllt ihm als die einzige Möglichkeit, sich in praktischer Nächstenliebe zu betätigen, die einzige Möglichkeit, seinen Mitmenschen ein liebender Lehrer und Führer zu sein. Warum erscheint ihm der Pfarrerberuf in einem derartigen Glorienschein? — Um dies zu begreifen, müssen wir die Erziehung einer religiösen Familie (Pfüglers Vater

war Stadtmisionar), einer religiösen Schule (dies ist in der Kunst sind erstanden, sie appellieren an die Selbsthilfe der Menschen und nur ein Teil, ein ganz kleiner Teil der Priester, deren Ausgabe es ja ist, uns auf Gottes Hülfe zu vertrösten, anerkennt den Wert der menschlichen Selbsthilfe).

Pfarrer Pfüller setzt uns auseinander, daß es notwendig ist, die Herzen der Jugend für eine ethisch-soziale Lebensauffassung zu entflammen. Auch wir halten dies für eine pädagogische Notwendigkeit und halten die Bildung, die sich lediglich darauf bezieht, Wissen zu geben, für unvollkommen. Die erzieherische Tätigkeit soll den Menschen auch ethisch und sozial dazu befähigen, Wissen zu geben, für vollkommen. Die erzieherische Tätigkeit soll den Menschen auch ethisch und sozial dazu befähigen, Wissen zu geben, für vollkommen. Pfüller will aus dieser objektiv richtigen Notwendigkeit die Berechtigung der religiösen Unterweisung darlegen und damit auch die Notwendigkeit der Pfarrtätigkeit in unserer modernen Zeit. Wir geben nun gern zu, daß die heutige Staatschule nicht in vollem Umfange eine ethisch-soziale Bildung zu geben vermag. Einmal entstammen die Lehrer zum großen Teile einem bürgerlichen oder bürgerlichen Milieu und damit einer egoistischen Sphäre voller Konkurrenz und zum anderen ist der heutige Staat alles, nur nicht ethisch-sozial begründet, denn er stützt sich auf die Vorbereitung zum Krieg, auf den Militarismus. Aber gilt daselbst nicht in gleichem Umfange für die Staatskirche und für die Mehrzahl der Pfarrer? Gegebenen, daß die heutige öffentliche Schule wohl wissenschaftlich befriedigt, aber moralisch nichts positives leistet. Die logische Konsequenz hierauf wäre eine Sittenlehre außerhalb der Schule, aber kein Religionsunterricht, denn das sittliche Verhalten von Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts wird nicht dictiert durch Sagen aus der Kindheit des Menschengeschlechtes. Gegen die Staatskirche als sittliche Führerin der Menschen spricht aber die soziale Stellung der Pfarrer in der Gesellschaft — Ausnahmen bestätigen die Regel — und der soziale Charakter des heutigen Staates selbst. Aber wo zu in die Ferne schweifen? Sehen wir denn nicht gerade in der Gemeinde Pfüglers, im roten Aufschluß, das Entstehen einer neuen Praxis moralischer Natur — die proletarische Solidarität — und sehen wir wenige hundert Meter von der Zafobskirche nicht eine Schule, wo hunderte von Kindern im Geiste der neuen Moral aufwachsen? (Schluß folgt.)

Der eiserne Besen in Portugal.

Die Machthaber aller Länder werden wohl bald umlernen müssen. Es gehört zum eisernen Besitz einer jeden Staatskunst — wenn das Wort Kunst überhaupt an dieser freiheitsfeindlichen Tätigkeit missbraucht werden soll — daß eine starke Armee und ein getreuer Priesterstar an die sicherste Bürgschaft einer Regierung sind.

Stein-Manuel von Portugal besaß dies vor wenigen Wochen noch alles beides. Eine nach preußischen Muster gebrüllte Armee und einen durch großen Einfluß bei Hofe getreuen Priesterstand. Manuelchen regierte mit zwei Bettbewertern, seiner Mama und seiner Großmama, letztere hat in der Jugend soviel Vater gehabt, wie jetzt im Alter Vierzigbäder. Manuelchen spielte Soldaten und zu diesen Zwecken gab man den gerad und kräftig gewachsenen jungen Leuten des Landes Blüten in die Hand und ließ sie zur höheren Ehre ihres konterierten Vaterlandes ihre Beine nach einem blöden Rhythmus auf festen hölzernen umher schwingen. Manuelchen spielte Politik, das heißt er ließ verschiedene intrigierende kleinen nach hohen Posten Fangball spielen und es machte ihm einen Heiden Spaß, daß man ihm alles erlaubte, wenn er die Gnade hatte, diesen oder jenen zum Minister zu machen. Die Kirche hatte ihn ganz in der Hand, denn der arme Junge hatte eine Heidenangst, ebenso wie sein Papa und sein Bruder ermordet zu werden. Neben diesen geistlichen Kräften verliefen Pariser Kostüme die gleiche Funktion, jedoch in etwas anderer Form. Es war dies ein Idyll sondergleichen, ein Stück göttliche Weltordnung.

Bei dieser ganzen Geschichte wurde nämlich her dritte Faktor vergesen, der doch in letzter Linie der erste ist, — das Volk! Das ist ja eigentlich bei diesen Intrigen zwischen Priester und Söldnern ganz unbeteiligt, aber es muß den ganzen Schwund mit seinem Schweiß und Blut bezahlen und das wurde im verschuldeten Portugal immer mehr und mehr. Wenn man nun junge Leute in Uniformen sieht, so bleibt das doch die Jugend des Volkes, in deren überheißendem Blut sieht und die sich empört, wenn sie Unrecht sieht. Und wenn diese jungen Leute noch in den Besitz der modernsten Waffen sind, so können diej. auch einmal in einer anderen Richtung losgehen, als die Söldnere und die Priester, die Land und Volk beherrschen, zu meinen sich nach alter Tradition bereitstehen. Nach mittelalterlicher Weise vorstellend gehörte der Soldat zur Klafe der läufigen Söldner, die man zur Niederhaltung des eigenen Volkes benutzen kann, wenn man nur Geld genug hat. Die von städtischen Geist beherrschten und darum mittelalterlich denkenden Machthaber Portugals, die über genügend Geld verfügen, weil die englischen Kapitalisten pumpten, wenn man ihnen den Volkswohlstand zur Ausbeutung übergab, haben sich in der Macht der Bejomette getäuscht. Dank der antimilitaristischen Stimmung, die heutzutage durch alle Länder geht, auch dort, wo sie nichtagitiert wird, lassen sich die Soldaten nicht mehr gegen das Volk missbrauchen. In Lissabon beschlossen sie das Königshaus und eroberten die Stadt und das Land für die Volks herrschaft, für die Republik. Die Uniformierten dokumentierten damit, daß sie zum Volke und nicht zur Söldnerkaste gehören. Die Klöster und Kirchen, die als Horte der Reaction und der Volksbedeutung bekannt sind, wurden militärisch besetzt und als Staats eigentum konfisziert. Das Mönchs- und Nonnen geschlecht wurde über die Grenze gejagt, wenn es nicht vorzog, eine ehrliche Existenz in bürgerlichen Berufen im Schoße ihrer Familien zu beginnen. Dabei stellte es sich heraus, daß die frommen Brüder, deren Reich angeblich nicht von dieser Welt sein soll, ihre Klöster und Konvente in effektive Festungen verwandelt hatten, die mit Mitrailleusen, Bomben und ähnlichen Spuk versehen waren. Aber nicht nur die Soldaten ver sagten dem König, nein, auch die Gläubigen ver sagten der Kirche. Die unfeindlichen Bauern, die allsonntäglich zur Kirche zogen und dem Pfarrer alles beichteten, rührten keinen Finger zur Verteidigung der Klöster und Kirchen. Mit Stumpfsschiff oder mit Säbelfreude sahen die religiösen Mäffen, wie die Macht der Kirche von der republikanischen Minderheit — daß sie es ist, dürfen wir nicht vergessen! — in ihren Grundfesten